

HEYNE <

Das Buch

Am Abend des 30. April 1941 geht auf dem niederländischen Frachter Noordendam, der im Hafen von Tanger liegt, ein unheilvoller Funkruf ein: Q,Q,Q,Q... Er bedeutet »Ich werde vom Feind angegriffen« und gibt für gewöhnlich ein untrüglisches, ein letztes Zeichen davon, dass der Absender dem Untergang geweiht ist. Der Nachrichtendienst der Royal Navy ist dringend aufgerufen zu handeln. Und so kommt es an jenem Aprilabend in einem Hinterzimmer zu einem konspirativen Treffen hochrangiger Offiziere der Seenationen England und Holland. Auch der Kapitän der Noordendam, Eric DeHaan, wurde zu diesem Dinner geladen – besser gesagt, beordert. Der Königlich Holländischen Marine liegt ein Schreiben vor, in dem sich der Mittvierziger für den Dienst auf einem Kriegsschiff bewirbt. Als vereidigter Kommandant kehrt DeHaan auf die Noordendam zurück und unterrichtet seine Crew davon, dass ihr Schiff, getarnt als spanischer Frachter mit Namen Santa Rosa, in den Krieg ziehen wird. Unter falscher Flagge, stets in Gefahr, gestellt zu werden und mit immer riskanteren Aufträgen bedacht, navigiert DeHaan sein Schiff zwischen den Fronten und durch ganz Europa.

Der Autor

Alan Furst ist 1941 in New York geboren. Er lebte von 1987 bis 1993 in Paris, heute auf Long Island. Als Journalist bereiste er Osteuropa und Russland, er schrieb für den *Esquire* und die *International Herald Tribune*. Mit seinem letzten Roman *Die Nacht der Sirenen* schaffte der in England schon lange als einmalig gefeierte Autor auch den Durchbruch in seinem Heimatland und den Sprung auf die Bestsellerlisten.

Lieferbare Titel

Die Nacht der Sirenen

ALAN FURST

Die Stunde des Wolfs

Roman

Aus dem Englischen von
Anke und Eberhard Kreuzer

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe DARK VOYAGE erschien bei
Orion Publishing Group Ltd., London



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
www.fsc.org
Zert.-Nr. SG5-COC-1940
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier München Super liefert Mochenwangen.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 03/2007
Copyright © der Originalausgabe 2004 by Alan Furst
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005
by Karl Blessing Verlag GmbH, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © dieser Ausgabe 2007

by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Printed in Germany 2007

Umschlagfoto: © Topical Press Agency / Hulton Archive /
getty images

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-81070-9

<http://www.heyne.de>

In den ersten neunzehn Monaten des Zweiten Weltkriegs, vom September 1939 bis zum März 1941, verloren die Inselnation Großbritannien und ihre Verbündeten eintausendfünfhundertsechundneunzig Handelsschiffe durch U-Boot-, Luft- und Seeangriffe sowie Minen und Havarien.

Dem Nachrichtendienst der Royal Navy fiel die Aufgabe zu, dem Einhalt zu gebieten, und so kam es, dass am dreißigsten April 1941...

Unter spanischer Flagge

AM DREISSIGSTEN APRIL DES JAHRES 1941 zog im Hafen von Tanager die mediterrane Abenddämmerung wie immer sacht und langsam herauf. Über die Berge trieben feuerrot gefärbte Wolkenfetzen, und unten im Hafen gingen am Kai die Straßenlaternen an. Eine weiße, eine steile Stadt mit ihren Gassen, Cafés und Basaren, in deren Zwielflicht sich die Kunden zu Liebe und Geschäften drängten. Draußen im Hafen lag ein spanischer Zerstörer, die *Almirante Cruz*, zwischen den Handelsschiffen vor Anker, über deren rostgefleckten Rümpfen die scharfen Silhouetten der Deckkräne ins Dunkel ragten.

Im Funkraum an Bord des Trampschiffs *Noordendam* von der niederländischen Handelsgesellschaft Hyperion herrschten Backofentemperaturen, und der ägyptische Funker, den alle Mr Ali nannten, trug nur ein ärmelloses Unterhemd und eine weit geschnittene Unterhose aus Seide. Er saß in seinen Drehstuhl zurückgelehnt und rauchte eine Zigarette im Elfenbeinhalter, während er einen dünnen Schundroman in einem schön marmorierten Einband las. Von Zeit zu Zeit nahm er seine Goldrandbrille ab, um sich, ohne es recht zu merken, mit einem Tuch über das Gesicht zu wischen. Er war die Hitze gewohnt, die sich nach einem langen Sonnentag in den Stahlplatten staute. Er war auch diese Häfen gewohnt – allesamt finstere Löcher, ob sie nun Aden oder Batavia, Shanghai oder Tanager hießen, und außerdem war er in die fesselnden Vergnügungen der Figuren vertieft, die seinen Roman bevölkerten. Aus dem drahtlosen Telegrafen vor ihm, einer grauen Wand aus Schalern und Skalen, drang Ätherrauschen, sein Wach-

dienst war in weniger als einer Stunde zu Ende – er war mit sich und der Welt zufrieden.

Und dann, inmitten des Rauschens, ein Signal. Auf der BAMS-, der »Broadcasting for Allied Merchant Ships«-Frequenz, und offenbar weit draußen auf offener See. Er legte das Buch mit den aufgeschlagenen Seiten nach unten auf die Arbeitsplatte unter dem Funkgerät, setzte den Kopfhörer auf und regulierte feinfühlig mit Daumen und Zeigefinger den Empfang.

Q, Q, Q, Q.

Bei der Meldung kam er – spätestens seit Mai 1940 – ohne das BAMS-Codebuch aus. Es bedeutete, *Ich werde von einem feindlichen Schiff angegriffen*, und er hatte es schon allzu oft gehört. Da war es also wieder, das schnelle, heftige Hämmern des unbekanntes Funkers. Und noch einmal, und noch einmal. *Armer Kerl*, dachte er, während sein Kollege auf einem abgewrackten alten Handelskahn seine letzte Meldung sendete, nachdem sein Schiff sich einem aufgetauchten Untersee- oder angreifenden Torpedoboot gegenüber sah und der Schuss bereits den Bug aufgeschlitzt oder der Torpedo den Maschinenraum zerfetzt hatte.

Mr Ali tat, was in seiner Macht stand. Öffnete die Funkkladde, hielt Datum und Uhrzeit für den anonymen Notruf fest. Der Kapitän der *Noordendam*, De Haan, würde es sehen, wenn er nachher das Schiff zu Bett brachte – er warf stets einen Blick in die Kladde, bevor er in seine Kajüte ging. Wären sie auf See gewesen, hätte Mr Ali den Kapitän sofort in Kenntnis gesetzt, doch hier im Hafen wäre das vollkommen zwecklos gewesen. Sie konnten nichts tun, kein Mensch konnte etwas tun. Das Meer war groß, und die britische Seemacht konzentrierte sich auf die Konvoi-Routen – wer hätte schon dem Feind die Stirn bieten oder Überlebende aufnehmen können? Das Schiff würde einsam sterben.

Eine Weile noch war das Signal zu hören, auf der Uhr an der Funkanlage exakt fünfzig Sekunden; wahrscheinlich wurde es noch länger gefunkt – vielleicht gaben sie den Namen des Schiffs durch und seine Koordinaten, doch die Sendung riss ab und verlor sich im an- und abschwellenden Geheul einer Störfrequenz. *Scheißkerle*. Mr Ali sah auf die Uhr. Fünf Minuten, sechs, bis die Störgeräusche verebten und nur noch leere Luft zu hören war. Er war gerade dabei, seine Kopfhörer abzusetzen, als das Signal wiederkam. Nur ein einziges Mal und schwächer, sowie das Stromaggregat des Schiffs seinen Geist aufgab. Q, Q, Q, Q, dann herrschte Stille.

De Haan war in diesem Moment an Land – hatte eben die Gangway der Hafenbarkasse hinter sich gelassen und näherte sich einem ramponierten Citroën mit der Aufschrift *Taxi Tarzan* an der Tür, der auf dem Pier stand und dessen maurischer Fahrer es sich, die Hände hinterm Kopf verschränkt, zu seinem abendlichen Nickerchen auf dem Rücksitz bequem gemacht hatte. De Haan sah auf die Uhr und beschloss, zu Fuß zu gehen. Die Rue Raisuli lag angeblich direkt hinter dem Bab el-Marsa, dem Hafentor, das er in der Ferne entdeckte. Ein Mann namens Hoek hatte ihn zum Essen eingeladen – *berzitiert*, traf die Sache wohl am besten. Abgesehen davon, dass dergleichen so gut wie nie passierte, war es eigentlich eine ganz normale Bitte, und so ging man besser hin. Warf sich in die Ausgehuniform – einen marineblauen, zweireihigen Blazer zu einem zart grauen Hemd und dunkler Wollhose, die blaue Krawatte mit einem silbernen Spaniel – und machte sich auf den Weg.

Zielstrebig lief er den Kai entlang und dankte seinen Sternen, als er an einem norwegischen Tanker vorbeikam, der am Pier vor Anker lag, und ihm der markante Geruch von Flugbenzin in die Nase stieg. Das war die letzte Art, wie er sterben wollte. De Haan war groß – wirkte groß, und sehr schlank, mit

kräftigen Armen und Schultern. Ebenmäßige Züge: ein Nordsee-Gesicht, graue Augen, manchmal kalt, manchmal warm, mit einem feinen Geäst von Seemannsrundeln an den Winkeln, widerspenstiges blondes, fast braunes Haar, in dem bei Sonne die ersten Silberfäden glänzten – er war gerade einundvierzig geworden. Es lag ein gewisser Stolz in diesem Gesicht, auf den Beruf vielleicht, weniger auf die Stellung – konnte sich sehen lassen, besser als nichts. Schmale Lippen, ein Anflug von einem Lächeln, ein charakteristisch holländischer Mund, der diese Welt entschieden exzentrischer, man konnte schon sagen, amüsanter fand als seine deutschen Gegenstücke weiter im Osten. Er hatte große Hände, bei den Frauen beliebt, wie ihm bescheinigt worden war. Zu De Haans Verwunderung, doch durchaus willkommen.

Hätte er seine Uniform tragen sollen? Bei der Hyperion-Lijn gab es so ein Ding, schlicht blau, für die Kapitäne, die traditionellerweise zum ersten Tag einer Seefahrt hervorgekramt und dann nie wieder gesehen ward. Doch De Haan konnte sie nicht leiden. Für ihn war das keine richtige Uniform, und eine richtige Uniform brauchte er jetzt. Als die siegreichen Deutschen im Mai 1940 die Aktenschränke der Königlich Holländischen Marine im Verwaltungsgebäude in Den Haag geplündert hatten, war ihnen zweifellos auch der Antrag aus dem Jahr 1938 von einem gewissen *De Haan, Eric Mathias*, in die Hände gefallen und für ihre Zwecke zu den eigenen Akten genommen worden, ein Antrag, in dem besagtes Mitglied der Marine geradezu flehentlich um die Ernennung zum Offizier und um den Dienst auf einem Zerstörer oder einem Torpedoboot oder sonstwas bittet, Hauptsache, es konnte schießen.

Er kam am Bahnhof vorbei und betrat mit den engen Gassen hinter dem Bab el-Marsa-Tor eine andere Welt. *Der Maghreb duftete*. Stärker, als er in Erinnerung hatte; fünfundzwanzig Jahre auf See, dachte er, und zu viele Häfen. Frische Orangen-

schalen auf dem Pflasterstein, der Geruch von Holzkohlenfeuer und – gegrillter Leber? Musste es eigentlich sein, nichts anderes roch so. Uralte Kanalisation, Kreuzkümmel, Räucherwerk. Und Haschisch, *unverwechselbar*. Ein Duft, den es ab und zu auf der *Noordendam* gab, den man aber meist ignorierte, solange die Männer nicht auf Wache waren. Er konnte sich selbst von solchen Dingen nicht ganz freisprechen, das Zeug war, wie Arlette sich auszudrücken beliebte, eine von ihren *schmutzigen kleinen Freuden* gewesen. Sie hatten es eines Nachts in ihrem Zimmer in der Rue Lamartine geraucht, indem sie winzige Stückchen an einem brennenden Zigarettenende in einem Aschbecher balanciert und den Rauch durch einen eng gerollten Hunderdrachmenschein aus seiner Hosentasche eingesogen hatten. Danach hatten sie sich wild und ziemlich chaotisch geliebt – *Ja, so! Nein, lieber so! Oder doch besser so?* –, woraufhin er für zehn Stunden wie ein Stein geschlafen und Arlette nach dem Aufstehen einen riesengroßen holländischen Pfannkuchen in zerlassener Butter zubereitet hatte.

Die Rue Raisuli, arabische Musik aus einem Dutzend Radios und zwei Männer von der spanischen Guardia in ihren napoleonischen Ledermützen, die, so wie sie dort entlangstolzierten, keinen Zweifel daran ließen, dass ihnen die Straße gehörte. Was, offiziell, auch der Wahrheit entsprach. Tanger war seit 1906 eine internationale Zone, ein Freihafen, der mit Währungen, Knaben und Spionage handelte. Jetzt, nachdem sich das spanische Marokko die Stadt einverleibt hatte, stand sie unter spanischer Kontrolle; Casablanca war somit französisch und wurde von Vichy aus regiert, Tanger dagegen spanisch und neutral und unterstand Madrid. Doch De Haan wusste so gut wie jeder andere: Ähnlich Paris war dies eine Stadt, die ganz entschieden ihren Bewohnern gehörte. Und wie, dachte De Haan, passte Mijnheer Hoek in dieses Bild? War er Händler? Emigrant? Dekadenter Lebemann? Alles drei? Nummer

18 in der Rue Raisuli erwies sich als ein Restaurant namens Al Mounia, wenn auch nicht die Art Restaurant, in das wichtige Leute jemanden zum privaten Dinner einluden.

De Haan teilte den Perlenvorhang, trat ein und blieb einen Moment lang etwas verloren stehen. *Das kann es doch nicht sein*, dachte er. Fliesenboden, nackte Holztische, nur wenige Gäste, von denen mehr als einer beim Essen die Zeitung las. In diesem Moment kam ein Mann, in dem er den Eigentümer vermutete, herbeigerauscht, und De Haan sagte, »Monsieur Hoek?«, womit er offenbar das Zauberwort getroffen hatte. Der Mann klatschte zweimal in die Hände, und ein Kellner führte De Haan durch das Restaurant und zur Hintertür hinaus, auf einen Innenhof, der vom lautstarken Leben in den Mietshäusern ringsum widerhallte. Sechs Stockwerke hoch weiße Wäsche an quer über den Himmel gespannten Leinen, sechs Stockwerke hoch Familien, die bei geöffnetem Fenster zu Abend aßen. Von dort aus wurde De Haan durch einen klammen Tunnel in einen zweiten, einen unbeleuchteten, stillen Hof und weiter eine Gasse entlang bis vor eine schwere, mit kunstvollen Schnitzereien verzierte Tür geführt. Der Kellner klopfte an und zog sich zurück, als von drinnen eine Stimme rief, »*Entrez*«.

De Haan betrat einen kleinen, quadratischen, fensterlosen Raum, der, abgesehen von der Decke mit einem gemalten Nachthimmel – blauer Hintergrund, goldene Punkte als Sterne, eine silberne Mondsichel am Horizont –, gänzlich mit Stoff ausgekleidet war. Teppiche an Wänden wie Böden; das Mobiliar eine Runde Sitzkissen und ein niedriger Tisch mit einem Messingtablett, das den größten Teil seiner Oberfläche einnahm. Als De Haan eintrat, streckte ihm ein Mann in einem Rollstuhl, der abgesehen von den Gummireifen an den Speichenrädern gänzlich aus Holz gefertigt war, die Hand entgegen und sagte, »Willkommen, Kapitän De Haan, danke, dass Sie gekommen sind, ich bin Marius Hoek.« Hoek hatte einen kräftigen Hände-

druck. Ein Mann in den Fünfigern, bleich wie ein Gespenst, das blonde Haar kurz geschoren und eine Brille mit dunklen Gläsern, die das Licht einer Lampe in der Ecke einfingen, als er zu De Haan aufsah.

Die anderen Gäste erhoben sich von ihren Kissen, um ihn zu begrüßen: eine Frau in Chalk-Stripe-Kostüm und dunkler Bluse, ein Mann in der Uniform eines holländischen Marineoffiziers und Wim Terhoven, dem die Hyperion-Lijn gehörte – sein Arbeitgeber. De Haan wandte sich, wie mit der Bitte um eine Erklärung, an den schmunzelnden Terhoven, den es herzlich zu amüsieren schien, Kapitän De Haan, sonst bekanntermaßen schwer aus der Fassung zu bringen, einmal unverhohlen ratlos zu sehen. »Hallo, Eric«, sagte Terhoven und ergriff De Haans Hand. »Leute wie mich werden Sie so schnell nicht los, wie?« Er klopfte De Haan auf die Schulter, *Kein Grund zur Sorge, mein Junge*, und sagte, »Darf ich Sie mit Frouw, ehm, Wilhelm bekannt machen?«

De Haan schüttelte ihr höflich die Hand. »Sagen Sie einfach Wilhelm«, bot sie an. »Alle nennen mich so.« Sie trug kein Make-up, hatte feine, zarte Züge und war schätzungsweise um die fünfunddreißig, mit kräftigem, honiggoldenem Haar, das sie sehr kurz geschnitten mit Seitenscheitel trug. »Und das«, sagte Terhoven, »ist Kommandant Hendryk Leiden.«

Leiden war breit und massig, mit fortgeschrittener Stirnglatze, violetterer Trinkernase, Vollbart und der wettergerbten Haut eines Matrosen. »Nett, Sie kennen zu lernen, Herr Kaptän«, sagte er.

»Kommen Sie, setzen Sie sich zu uns«, sagte Terhoven. »Haben Sie den Spaziergang genossen?«

De Haan nickte. »Gehört das hier noch zu dem Restaurant?«

»Wer sagt denn, dass das Hinterstübchen immer die Treppe hoch sein muss?« Er lachte. »Und auf dem Weg eine kleine

Kostprobe des echten Tanger, wo hinter jeder Tür ein Mörder lauert.«

»Nun ja, das, oder Kuskus.«

Wilhelm gefiel der Witz. »Es ist gut, das Al Mounia, beliebt bei den Einheimischen.«

De Haan ließ sich auf einem Sitzkissen nieder, während Terhoven ihm aus einem altmodischen Tonkrug ein Glas Gin eingoss. »Ein Klassiker«, sagte er.

»So was gibt es in Tanger zu kaufen?«

Terhoven schnaubte verächtlich. Er hatte einen wilden Bart und die dazu passenden Augen. »Den ganz bestimmt nicht. Der ist im Mai 40 mit einem Trawler rübergekommen und mit mir von London bis hierher geflogen, nur für dies kleine Dinner zu Ihren Ehren. Echter Genever, made in Schiedam.« Er tätschelte das in Schreibschrift ins Glas eingebrannte Etikett.

»Meine Freunde«, sagte Leiden, »Sie gestatten?« Er stand auf, hielt sein Glas in die Höhe, und alle anderen außer Hoek folgten seinem Beispiel. Leiden legte eine gedehnte Pause ein, bevor er sagte, »Op Nederland.« Im Chor sprachen sie die Worte nach, und De Haan sah, wie Hoek die Armlehne seines Rollstuhls umklammerte, so dass sich die Fingerknöchel weiß färbten, und er sich ebenfalls erhob, um den Trinkspruch zu würdigen. Als Nächstes tranken sie auf den Sieg, Hoeks Toast, und dann, von Wilhelm ausgebracht, auf den erfolgreichen Ausgang neuer Unternehmungen, wobei Terhoven De Haan einen viel sagenden Blick zuwarf und konspirativ die Augenbrauen hochzog. Damit war De Haan an der Reihe, der bereits von dem Moment an, als Leiden sein Glas erhob, verzweifelt um die passenden Worte rang. Schließlich sagte er, als aller Blicke auf ihm ruhten, in gelassenem Ton, »Nun denn, auf abwesende Freunde.« Das war konventionell und ziemlich abgedroschen, doch bei dem Gedanken an jene Freunde, die in

Europa hinter Stacheldraht und unter Suchscheinwerfern saßen, hatte es an diesem Abend Gewicht.

»Darauf Amen«, sagte Terhoven und schickte sich an, die Gläser aufzufüllen. Als er fertig war, sagte er, »Ich schlage vor, wir trinken auf Kapitän Eric de Haan, unseren Ehrengast, den Sie zweifellos genauso schätzen lernen werden, wie ich es schon lange tue.« De Haan senkte den Blick und war mehr als dankbar, als die Gläser geleert waren und man anfang, miteinander zu plaudern.

Terhoven gab zum Besten, wie er in einem Sunderland-Flugboot von London hergeflogen war und sich dabei fast ausschließlich in der Gesellschaft von Passagieren mit Aktentaschen befunden hatte, die kein Hehl aus ihrer entschiedenen Abneigung gegen jegliche Konversationsversuche gemacht hatten. »Ein Nachtflug, der Stunden dauerte, in denen wir nur auf die deutsche Luftwaffe warteten.« Doch dann »ein atemberaubend schöner Sonnenaufgang irgendwo vor der spanischen Küste, und unter uns das Meer, das immer blauer strahlt«.

Hoek sah auf die Uhr. »Das Essen müsste jeden Moment kommen«, sagte er. »Ich habe mir erlaubt, für Sie zu wählen – ich hoffe, das ist Ihnen recht, es ist besser, ihnen Zeit zu lassen.« Offensichtlich eine gute Idee, sie konnten gerne eine Weile warten, indes das Tischgespräch zwanglos hin und her wanderte. Man musste schon Holländer sein, dachte De Haan, um zu erkennen, dass der Gin bereits Wirkung zeigte. Äußerlich war ihnen nicht viel anzumerken, alle waren ruhig und bedacht, hörten aufmerksam zu und hatten es nicht eilig, das Wort zu ergreifen. Immerhin waren sie sich größtenteils fremd und verbrachten nur einen Abend miteinander in einer Stadt in einem anderen Land, so dass sie nicht viel mehr verband als die Zugehörigkeit zu einer eroberten Nation und die damit einhergehende stille Wut von Menschen, die nicht nach Hause können.

»Bin seit Jahren nicht mehr daheim gewesen«, sagte Hoek zu Terhoven. »Hat mich, warten Sie, 1927 hierher verschlagen. Auf der Suche nach Geschäften.« Ein unausgesprochenes *Natürlich* klang am Ende seines Satzes nach – Holland war eine Handelsnation, die seit Jahrhunderten die ganze Welt als ihr Büro benutzte, und so waren Geschäfte in exotischer Ferne eine Selbstverständlichkeit. »Und ich konnte eine kleine Maklerfirma für Erze und Mineralien kaufen, die ich über die Jahre weiter ausgebaut habe. Im Süden bauen sie Blei und Eisenerz ab, und dann gibt es noch Kobalt, Antimon und Asbest. Neben den Phosphaten, versteht sich. Das ist der Grundstock.«

De Haan wusste von den Phosphaten, Marokkos wichtigstem Exportgut. Wie es der Zufall wollte, würde die *Noordendam* als Nächstes Safi anlaufen, Marrakeschs Hafen an der Atlantikküste, um Schüttgut aus den Khouribga-Minen zu laden. Und so passte es eigentlich ins Bild, dachte De Haan, dass sein Arbeitgeber sein Leben riskierte und aus seinem Londoner Exil hergeflogen kam, um mit einer Flasche holländischem Gin das Beladen eines seiner Frachtschiffe zu feiern. *Wie auch immer, es wird sich alles noch früh genug aufklären.* Im Grunde konnte er sich schon ganz gut vorstellen, was das Ganze sollte, er war nur darauf erpicht, die Einzelheiten zu hören.

»Dann haben Sie also Ihre Familie mitgebracht«, sagte Terhoven.

»Oh ja«, sagte Hoek. »Und eine ziemlich große obendrein.«

De Haan meinte, in Wilhelms Augen eine gewisse Erheiterung auszumachen, ein nur eben zu erahnendes Lächeln.

Terhoven fragte sie aus Höflichkeit, wie lange sie schon in Tanger sei.

»Hm, noch nicht so lange, ein paar Jahre vielleicht, alles in allem. Nach dem Krieg hab ich in Paris gelebt und im Sommer in Juan-les-Pins, danach hier, dann wieder in Paris, eine Weile in Istanbul und wieder hier.«

»Eine rastlose Seele.« Terhoven kannte diesen Typ.

Sie zuckte die Achseln. »Neue Lichtverhältnisse. Und neue Leute vermutlich.«

»Sie sind Künstlerin«, sagte Terhoven, und es war nicht direkt als Vorwurf gemeint.

»Ich tu, was ich kann.«

»Und sie kann«, sagte Hoek energisch. »Sie hat schon in Paris und New York ausgestellt, auch wenn sie Ihnen das verschweigt.«

»In Öl?«, fragte De Haan und meinte natürlich, *doch nicht etwa in Öl*.

»Nein, Gouache zumeist, obwohl ich in letzter Zeit auch wieder auf Kohlezeichnungen zurückgegriffen habe.« Sie nahm eine Zigarette aus einem Schildpatt-Etui mit Bacchus und Gespielin auf dem Deckel, tippte zwei Mal darauf und zündete sie mit einem Stahlfeuerzeug an. »Ich zeichne wieder Modell.« Sie schüttelte den Kopf und lächelte verschämt darüber, dass es zu dieser Merkwürdigkeit kommen konnte.

Deutliches Klopfen an der Tür und drei Kellner mit Tablets.

Das Abendessen wurde in traditionellen flachen Schüsseln auf dem niedrigen Tisch serviert. Schüsseln mit duftender, gelber Suppe, weiches, ofenheißes Brot, eine großartige *Pastilla* – gehackte Täubchenbrust mit Mandeln in Blätterteig, eine Platte gebratenes Lammfleisch und Gemüse. Kaum waren die Gerichte serviert, wurden die zerdrückten Minzblätter in den Gläsern mit kochendem Wasser aufgebriht, das der Oberkellner in einem vorgeschriebenen Ritual einschenkte, indem er den Schnabel einer Silberkanne hob und senkte und den Strahl im Bogen in die Gefäße laufen ließ. Als er fertig war, fragte er, »Sollen wir bleiben und Sie bedienen?«

»Danke«, sagte Hoek, »aber ich denke, wir kommen zu recht.«

Er sagte es auf Französisch, was De Haan – manchmal zumindest und auf seine Weise – verstand und auch sprach, »das Französisch eines wilden Tiers«, nach Ansicht von Arlette. Wie fast jeder in Holland sprach er gut Deutsch und Englisch, und vor einem Jahr hatte er seine Bibliothek aus vierzig Büchern um eine russische Grammatik bereichert. Dafür gab es keinen beruflichen oder politischen Grund; es hatte eher etwas von Schach oder Kreuzworträtseln, eine Beschäftigung in den langen dienstfreien Stunden, in denen er sich von der ewigen Obsession eines Kapitäns ablenken musste: jedem Klopffgeräusch der Maschinen, jedem Zittern und Knarren des Schiffs, seines Schiffs, auf See. Und so hatte er eine wenn auch schwierige Freizeitbeschäftigung gefunden, in die er sich vertiefen konnte, auch wenn er sie nicht immer nur studiert hatte, sondern schon gelegentlich darüber eingeschlafen war und sie mit Asche, Meerwasser, Kaffee und Kakao überschüttet hatte, was sie als russisches Buch ertragen und überdauert hatte.

»Wie war's in Paramaribo?«, fragte Terhoven, der neben ihm saß. Er riss sich einen Streifen Brot ab, nahm ein Stück Lamm von der Platte, betrachtete es nachdenklich, bevor er es durch die Soße zog und auf seinem Brot platzierte.

»Es ist Regenzeit – ein Dampfbad, wenn sie zu Ende ist.« Sie hatten eine Ladung Grünharz- und Moraholz, das für Werften und Docks Verwendung fand, von Niederländisch Guayana zum spanischen Hafen La Coruña gebracht und waren dann in Ballast – neben etwas Alteisen vor allem Wasser – nach Tanger weitergefahren.

»Jemanden verloren?«

»Nur einen Mann, einen Schmierer. Finne, seinem Heuerbuch nach jedenfalls. Guter Schmierer, aber schrecklicher Säuffer. Hat Leute verprügelt – darin war er auch ziemlich gut. Hab versucht, ihn aus dem Gefängnis freizukaufen, aber die ließen nicht mit sich handeln.«

»In Paramaribo? Die wollten kein Bestechungsgeld nehmen?«

»Er hat einen Zuhälter, einen Barkeeper, einen Rausschmeißer, einen Polizisten und einen Gefängniswärter verdrochen.«

»Du liebe Güte!« Dann schmunzelte Terhoven. »In dieser Reihenfolge?«

De Haan nickte.

Terhoven aß sein Lammbrot auf, wischte sich den Mund und verzog das Gesicht. »Manche Leute sind zu blöd zum Leben. Haben Sie schon Ersatz gefunden?«

»Bis jetzt nicht. Somit sind wir im Augenblick zweiundvierzig.«

»Sie können auch mit zweiundvierzig fahren.«

»Sicher.« *Aber wir brauchen mehr, und das wissen Sie ganz genau.*

»Liegt am Krieg«, sagte Terhoven.

»Ziemlich übel in letzter Zeit, alle sind unterbesetzt, besonders im Maschinenraum. Auf vielen Schiffen haben sie, wenn sie den Hafen erreichen, die Mannschaft noch nach Mitternacht an Deck, und sie warten darauf, dass die Säufer endlich aus den Bars stolpern. »Komm an Bord, Kumpel, bei uns gibt's zweimal täglich Schinken.««

»Oder jemand kriegt eins über die Rübe und findet sich in See wieder.«

»Ja, auch das kommt vor.«

Terhoven warf einen prüfenden Blick über das Tablett, um zu sehen, ob es noch irgendetwas Lohnendes zu essen gab.

»Sagen Sie, Eric, wieso eigentlich ohne Uniform?«

»Es hieß nur, »zum Essen«, deshalb ...«

»Ist sie hinüber?«

»Nein, sie kann sich noch sehen lassen.«

»Sie können sich hier eine neue machen lassen, wissen Sie.«

Auf der anderen Tischseite sagte Wilhelm zu Hoek, »Also, ich bin zum Blumenmarkt gegangen, aber er war nicht da.«

De Haan war mit dem Essen fertig, hatte alles probiert, was er mochte, und fand es recht ordentlich. Er war in der Welt herumgekommen und hatte tüchtig zugelangt, doch was er nie ganz vergessen hatte, war sein letzter Teller Bratkartoffeln mit Mayonnaise in einem Hafencafé in Rotterdam. Er zog ein Päckchen Zigarillos heraus – eine holländische Marke namens North State, in Form von Zigaretten, nur länger und bitterschokoladenbraun – und bot sie Terhoven an, der dankte, zündete sich dann selbst eine an, atmete den herben Rauch ein und hustete mit Gusto. »Wim«, sagte er, »worum geht es bei diesem Essen?«

Terhoven zögerte einen Moment, wollte ihm schon alles erzählen, überlegte es sich dann aber anders. »Die Hyperion-Lijn zieht in den Krieg, Eric, und hier und jetzt machen wir den ersten Schritt. Was die Einzelheiten betrifft, lassen Sie sich überraschen, seien Sie kein Spielverderber.«

Die Kellner kamen wieder, der erste hielt die Tür auf, der zweite trug ein Tablett herein, auf dem sich kleines, von Honig glänzendes Feingebäck türmte, während der dritte zwei Flaschen Champagner in Eiskübeln brachte. Er hob die Kübel stolz in die Höhe und grinste den Gästen entgegen. »Zur Feier des Tages!«, sagte er. »Beide Flaschen köpfen?«

»Bitte«, sagte Hoek.

Als die Kellner den Raum verließen, öffnete Hoek eine Aktentasche zu seinen Füßen und entfaltete eine holländische Fahne, rot-weiß-blau in horizontalen Streifen, packte sie an den Ecken und hielt sie sich über den Kopf. Kommandant Leiden erhob sich, zog ein Blatt gutes Papier mit mehreren getippten Absätzen heraus und stand stramm, während er sich räusperte. »Kapitän De Haan«, sagte er, »würden Sie wohl bitte mir gegenüber Aufstellung nehmen?« Irgendwo aus der Nachbarschaft drang leise plärrende, arabische Musik herein.